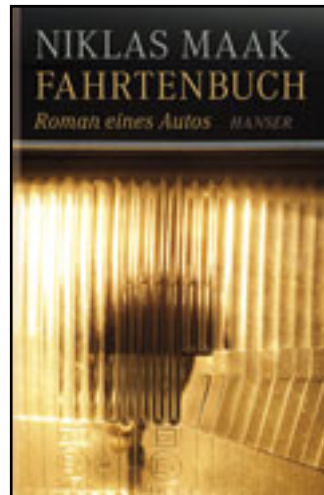


# HANSER



Niklas Maak

Fahrtenbuch

Roman eines Autos

ISBN: 978-3-446-23558-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23558-8>

sowie im Buchhandel.

## Prolog

### Der Fahrzeugbrief

Der Wagen stand bei einem Schrotthändler im Norden der Stadt, in einer Lache aus feuchter Erde und Öl. Durch einen Aufprall war die Motorhaube zerstört worden, sie hing aufgerissen an einem Scharnier wie der Schnabel eines seltsamen Urvogels; wo einmal die Vorderäder gewesen waren, schleiften die Kotflügel im Dreck. Die Fahrertür stand offen, innen roch es nach warmem Plastik und Leder und Benzin. Die Tachonadel war ausgeblichen, auf dem Holzfurnier neben dem Schalthebel hatten Getränkeflaschen dunkle Ränder hinterlassen, der Teppich im Fußraum war mit feinen Tierhaaren übersät: Offenbar hatte hier einmal ein Hund gelegen.

Im Handschuhfach befanden sich eine alte Europakarte – Deutschland war noch geteilt, in Frankreich gab es keine Autobahnen –, ein hellblaues Serviceheft, ein kaum mehr lesbares Parkticket und ein Foto, das eine Frau am Heck des Mercedes zeigte. Die Ledersitze waren abgewetzt, im Polster des Beifahrersitzes klaffte ein Riss. Im Serviceheft hatte jemand handschriftlich Modell und Baujahr des Wagens notiert: Mercedes 350 SL, 1971.

Der Händler saß vor seinem Container in der Sonne. Er trug ein feingeripptes Unterhemd. Seine Tätowierungen – der Name Kati, ein Herz und ein Totenkopf – mussten schon älter sein, oder der Mann hatte in letzter Zeit viel trainiert, jedenfalls waren Schriftzug und Herz seltsam in die Breite gezogen. Er stand auf, warf seine Zigarette in den Matsch und trat auf den Stummel, bis er versunken war. Dann wusch er sich die Hände, aber das brachte wenig; das Öl saß so tief in den Poren, dass es zum Bestandteil seiner Haut geworden war.

Neben dem Container standen Kisten mit Außenspiegeln, alten Leichtmetallfelgen, Kopfstützen und Stoßstangen, die er von den Unfallwagen abmontiert hatte und als Ersatzteile nach Afrika, in die Ukraine und in den Libanon verkaufte. Er deutete auf einen Aktenordner, in dem ein paar Fahrzeugbriefe aus den frühen siebziger Jahren hingen. In den Briefen standen die Namen der Besitzer, ihre Adressen und das Zulassungsdatum. Ein deutscher Name, ein italienischer, Adressen in Hamburg, Starnberg, Leumnitz und Berlin.

Der Fahrzeugbrief ist die kürzeste Form einer Erzählung, das Skelett einer Handlung, der Schlüssel zu den Geschichten der Fahrer. Am 3. November 1971 verlässt der Wagen die Fabrik in Stuttgart Untertürkheim, nach 327 000 Kilometern ist er ein Unfallwrack. Was geschah in dieser Zeit, auf dieser Strecke? Wer waren die Fahrer, was passierte auf diesen Sitzen, welche Geschichten findet man, wenn man den Namen im Fahrzeugbrief folgt, und welche Geschichten werden mit diesem Wrack verschwinden?

Es gibt nicht viele Anhaltspunkte für eine Suche: den Brief, die Adressen, ein Serviceheft, in dem die Postleitzahlen, wenn man zurückblättert, irgendwann vierstellig und die benutzte Tinte blasser werden. Einige der Fahrer leben noch, einige sind gestorben oder verschwunden, und nur ein paar Nachbarn erinnern sich noch an sie. Manche wollen, dass ihre Geschichten erzählt werden. Andere verlangen, dass Namen, Wohnorte, Berufe geändert werden. Es sind Menschen, die sich nie kennenlernten, Ärzte und Studenten, Italiener, Türken und Amerikaner; sie fuhren nacheinander einen Mercedes, der Beulen und Kratzer bekam, Öl verlor, in Unfällen demoliert, durch Schneewehen geprügelt, tiefergelegt, zerkratzt, umlackiert, dabei immer billiger und schließlich wertlos wurde. Was die Fahrer verband, war die Hoffnung, dass der Mercedes ihr Leben ändern könnte.

**1982**  
**Das Eis**

Kilometerstand 091 780

Er konnte nicht mehr arbeiten. Seit sie das Ding vor seinem Fenster aufgebaut hatten, schreckte er jedes Mal hoch, wenn die zu Grimassen verzerrten, schreienden Gesichter an seinem Fenster vorbeirasteten. Er sah offenstehende Münder, Windjacken, flatternde Kapuzen – sah eine in eine Stahlschaukel geschnallte Gruppe von acht kreischenden Jahrmarktbesuchern, die vor seinem Fenster in die Luft katapultiert wurde, dann kurz aus dem Bild verschwand und direkt danach, noch lauter kreischend, in die Tiefe stürzte. Er konnte nicht weggucken; er musste jedes Mal hinausschauen, wenn das Ding an ihm vorbeiraste, und obwohl er wusste, dass es gleich wiederkommen würde, erschreckte es ihn jedes Mal aufs neue.

Sie hatten eine Riesenschaukel vor Wadorfs Fenster aufgebaut. Sie war die neueste Attraktion des Volksfestes, das einmal im Jahr stattfand. An normalen Tagen sah er dort unten nur die grauen Betonkübel mit den Stiefmütterchen, auf deren Rand ein paar Penner ihre leeren Bierflaschen in militärisch präzisen Reihen aufstellten, aber jetzt drang schon am Vormittag ein klingelnder, scheppernder, fiepender Lärm in sein Büro, und jedes Mal, wenn er aus dem Fenster schaute, raste wieder eine Fuhre kreischender Gesichter vorbei.

Es war heiß in diesem Sommer. Die Dinge in seinem Büro, das Telefon, die Schreibtischunterlage, die graue Plastikabdeckung der Adler-Schreibmaschine, alles fühlte sich an wie die Haut eines Grillhähnchens, heiß und klebrig.

Er hatte den Mercedes günstig bekommen. Es war sein erster Mercedes, wenn man von dem Kleintransporter absah, den er in Dortmund gefahren hatte. Nach der Schule, mit achtzehn, war er in die Spedition seines Vater eingestiegen und hatte sich einen schwarzen Ford 15 M gekauft, an dem die Zierleisten und zwei Radkappen fehlten und dessen Rückbank so durchhing, dass die Leute, die hinten einstiegen, sich automatisch in die Arme sanken, was einige sehr freute und andere gar nicht. Mit dem Wagen fuhr er im Sommer 1964 in die Tschechoslowakei, wo er eine junge Frau kennenlernte.

Sie hieß Dalisha. Im darauffolgenden Jahr, nach dreiunddreißig Briefen und noch mehr Postkarten, die er ihr alle paar Tage nach Prag schickte, machte er die Bekanntschaft ihres Bruders, der ihn in einer Bar in ein ernstes Gespräch verwickelte; am nächsten Abend fuhr er mit dem knatternden Ford, der mittlerweile seine letzte Radkappe verloren hatte und aussah, als sei der Eiserne Vorhang selbst über ihm niedergegangen, bei ihren Eltern vor.

Ihr Vater öffnete ihm, ein freundlicher, älterer Herr, der leicht geblüht ging und ihn aus tiefliegenden Augen musterte. Er sagte etwas, das Erich Wadorf nicht verstand, machte dazu allerdings eine ins Haus deutende, offenbar einladend gemeinte Bewegung; dann sagte er, wobei er eine würdevolle Haltung einnahm:

»Bitte hereingekommen. Hier.«

Dazu lächelte er huldvoll. Offenbar hatte der Mann irgendwo ein bisschen Deutsch gelernt. Dalishas Mutter drückte Wadorf zur Begrüßung erst an sich, als sei er ein lange vermisstes Familienmitglied, und dann in ein tiefes Sofa hinein. Der Vater nickte, als habe nun alles seine Ordnung, und steckte sich eine Pfeife an. Im gleichen Moment schoss aus dem Dunkel des Hauses ein Schäferhund auf Wadorf zu, der an ihm emporsprang, schnappte und knurrend an seinem Hosenbein zerrte. Der Vater warf Wadorf und dem Hund gleichermaßen vorwurfsvolle Blicke zu. »Keine Respekt«, sagte er, und es war nicht klar, ob der Vorwurf an den Hund oder an Wadorf gerichtet war. Draußen vor dem Haus musterte Dalishas Bruder misstrauisch den Ford.

Während des Kaffeetrinkens hielt der Vater mit seinen erstaunlich großen Händen eine der Porzellantassen hoch; er nickte Wadorf zu und deutete mit einem Lächeln auf die feinen gekreuzten Schwerter auf der Unterseite des Geschirrs und erklärte: »Von Deutschland, kostbar. Echte Qualität.«

Einen Monat später kaufte Wadorf einen großen Karton Meißener Porzellan und Mokkatassen, lud ihn in den Kofferraum des gespenstisch röchelnden Fords und fuhr, quer durch ein verregnetes Frühherbsteuropa, über eine Grenze, deren Zöllner eine Strenge ausstrahlten, als bewachten sie den Eingang zur Hölle, zurück in den Prager Vorort, um Dalisha einen Heiratsantrag zu machen.

Ihr Vater hatte den Hund diesmal weggesperrt und empfing ihn mit zwei Gläsern Birnengeist in der Hand; er küsste ihn sogar auf den Mund und schlug ihm mit breiten Pranken ins Kreuz, als er ihn das erste Mal umarmte.

Sie heirateten im Herbst und zogen nach Wilmersdorf in eine kleine Wohnung.

Wadorf mietete einen alten Laden im Erdgeschoss des Hauses, in dem sie wohnten, und eröffnete eine Parfümerie. Leider schienen die Wilmersdorfer wenig Interesse an exklusiven Seifen, Parfüms und anderen Toilettenartikeln, die er mit seiner Frau zusammengestellt hatte, zu haben, oder sie kauften ihr Parfüm woanders, jedenfalls betraten die Leute Wadorfs Parfümerie nur, um die Zip-Kohlenanzünder zu kaufen, die er probeweise, in Ergänzung seines umfangreichen Seifen- und Riechwassersortiments, in einer schlechtbeleuchteten und eher unzugänglichen Ecke seines Geschäftes aufgetürmt hatte.

Wadorf verkaufte einige Palettenladungen Zip im Monat. Der Zip-Absatz war beängstigend. Mit den Zip-Mengen, die er täglich verkaufte, hätte man alle vier Sektoren inklusive Reichstag, Mauer und Brandenburger Tor in Brand setzen können. Wadorf beschlich der Verdacht, in Berlin werde überhaupt nicht mehr mit Kohle, sondern ausschließlich mit Zip geheizt. Der Kleintransporter, der die Zip-Pakete lieferte, kam immer häufiger, stapelte seine Ware direkt hinter dem Eingang der Par-

fümerie, und Wadorf verkaufte gleich an der Tür, so dass der rege Zündstoffhandel es potentiellen Seifen- und Parfümkunden fast unmöglich machte, zu den verstaubten Exponaten hinter dem Zündmaterial vorzustoßen. Die Zip-Türme schreckten außerdem die Handelsvertreter der Parfümhersteller ab. Der blasse Mann, den 4711 Kölnischwasser monatlich nach Berlin entsandte, stieß sich schon beim Betreten des Ladens das rechte Knie an einem Zip-Karton und war auch durch die Tatsache, dass er hier einen rheinischen Stammesgenossen traf, nicht zu einer Konzession für den Vertrieb seines Parfüms zu bewegen. Siebenundvierzigelf, sagte er zum Abschied, gebe es nur in ausgesuchten Läden, die er zu bestimmen habe, und in diesem hier werde statt Kölnischwasser wohl (er lachte mit einer beinahe irren Freude, die sein Doppelkinn zittern ließ und ein böses Stechen in seine Augen trieb) eher Löschwasser verkauft, nicht wahr? Dann lud er seinen Probenkoffer in den Kofferraum, reichte Wadorf eine überparfümierte Hand und verschwand.

Mit den Vertretern des Parfüm- und Rasierwasserherstellers Tabac verlief es keineswegs besser. Die Herren betraten das Geschäft, schauten sich um, schüttelten den Kopf und antworteten ausweichend auf Wadorfs Frage, ob er denn hier, direkt am Eingangsbereich, das berühmte Rasierwasser aufbauen dürfe. Nein, sagten die Herren, leider. Immerhin durfte er ein Parfüm namens Margaret Astor vertreiben, das aber niemand haben wollte. Es war, genau genommen, ein trostloses Jahr. Dalisha hatte Heimweh, schrieb umfangreiche Briefe nach Hause und wurde immer schweigsamer, während er in einer durch die unerbittlichen Gesetze des Marktes zum Pyrospziallager umfunktionierten Parfümerie von morgens bis abends kleine Brennwürfel zu neunundneunzig Pfennig das Paket verkaufte.

Sie ging zurück nach Prag. Er lebte jetzt allein in Berlin als Besitzer der erfolglosesten Parfümerie der Stadt. Sein Vater, der mittlerweile zehn Lastwagen besaß und Geschäfte in ganz Europa machte, lieh ihm Geld.

An einem warmen Julitag schloss Erich Wadorf seine Parfümerie und wanderte mehrere Tage durch die von der Hitze ausgedörrten Berliner Straßen. Diese Art, durch die Stadt zu spazieren, war es, die ihn in den folgenden Jahren zu einem erfolgreichen Unternehmer machte; dabei witterte er die unerfüllten Sehnsüchte, die Leerstellen der Stadt, die fehlenden Angebote. Es gab zum Beispiel nur wenige Eissorten in Deutschland. Es gab »Happen«, ein Eis, das nach dem Krieg von Langnese auf den Markt gebracht worden war. Happen war das Brikett unter den Eisriegeln der Nachkriegszeit, und es erinnerte die Leute an eine Zeit, an die sie nicht gerne erinnert werden wollten, an die Zeit der Armut und an die Opfer, die man bringen musste, um den Kindern einen Happen zu besorgen. Im Lauf der Jahre wurden immer weniger Happen verkauft. Langnese behielt das Eis im Programm, stellte der Melancholie des Happens aber ein gelbes Fruchteis namens Capri zur Seite. Nachdem allerdings ein fast nur aus Wasser und Zucker bestehendes Fruchtsaftgetränk und ein untermotorisierter Familiensportwagen denselben Namen erhalten hatten, verlor auch das Capri-Eis seinen Glanz. Die Sehnsüchte des westdeutschen Eisessers brauchten ein neues Ziel, und das hieß Softeis. Wadorf beobachtete, wie Softeisautomaten der italienischen Spezialfirma Carpigiani in den Fußgängerzonen auftauchten. Das Softeis schlang sich vor den Augen der staunenden Kunden in einer barocken Serpentinbewegung aus dem Automaten in die Waffel. Die Leute flippten völlig aus, wenn sie einen Softeisstand sahen, wenn sie das staubsaugerartige Geräusch der Eismaschine hörten, und daran änderten auch die von den anderen Eisherstellern verbreiteten Horrorgeschichten über lebensgefährliche Salmonellen und tödliche Keime nichts.

Wadorf beschloss, ein neues Leben zu beginnen. Er kaufte ein paar Softeisautomaten und gründete eine Süßwarenkette, und nach nur einem Jahr hatte er sechzehn Eisstände und Süßwarenläden, in denen er gebrannte Mandeln, kandierte Früchte, Cola-Lutscher, Gummibären, Zuckerwatte, Marshmallows und alle erdenklichen Kombinationen von Gelatine, Geschmacks- und Farbstoffen anbot.



Wadorf, der ehemalige Spediteur, der gescheiterte Parfümverkäufer, wurde dank der überwältigenden Erfolge seiner Süßwarenstände zu einem wohlhabenden Mann. Er kaufte sich ein Haus in Steglitz und mietete ein Büro in der Nähe des Kurfürstendamms. Es ging auf einen großen Platz hinaus, und sein einziger Nachteil war das jährlich direkt vor seinem Fenster stattfindende Volksfest.

Als er dreißig wurde, leitete Wadorf ein Eis- und Süßwarenimperium, besaß die teuerste deutsche Serienlimousine und den teuersten deutschen Roadster, und er war Besitzer eines ansehnlichen Hauses mit Doppelgarage und Jägerzaun – aber dass er ein glücklicher Mann wurde, hatte er einem Zufall, dem trostlosen Berliner Winter und der Ostpolitik Willy Brandts zu verdanken.

Der Berliner Winter, sagt Wadorf, ist einer der unangenehmsten; es gibt keinen Föhn, der wie in München ein helles Licht in die Stadt trägt, es gibt, anders als in Hamburg, keinen Seewind, und selten liegt richtig Schnee – und wenn doch, dann ist der Berliner Schnee am nächsten Tag grau vom Ruß und von den Abgasen, zerfressen vom Salz auf den Straßen, bepinkelt von Hunden und durchsetzt von Rollsplitt; kein Schnee, den man in die Hand nehmen möchte, nicht der blauschimmernde Schnee der bayerischen Berge, sondern ein vereistes graues Zeug, verharscht von einem Wind, der ungebremst aus den Weiten der Taiga über Polen nach Berlin weht. Gleichzeitig verschwindet das Licht, und oft kommt es wochenlang nicht wieder zurück: Morgens um elf ist es so dunkel wie nachmittags um fünf, und die Sonne hinter der bleigrauen Wolkendecke erinnert an eine 25-Watt-Birne. Im Winter sei Berlin für alleinstehende Personen vollkommen unerträglich, schlimmer als Nowosibirsk, wo die Kälte wenigstens die Wolken vertreibt und einen stahlblauen Himmel freiräumt.

Wadorf mochte den Berliner Winter nicht, er mochte die kalten Tage nicht, an denen er die Hände über die wärmende Öffnung des Toasters hielt, bis ihm die Brote gegen die Handflächen sprangen, er mochte das asthmatische Gurgeln der Kaffeemaschine nicht, das ihn an seine

Frau erinnerte, er hasste das Geräusch der Pfützen, ihr hämisches *Tsch-Tsch*, als wollten sie darauf hinweisen, dass dies die schlechteste Zeit des Jahres für Softeisautomaten und Cabriolets war.

Wadorf beschloss, einen Freund in den Ostteil der Stadt zu begleiten. Peter Sieverding hatte Verwandte dort, und manchmal brachte er ihnen Seife und Rasierschaum vorbei.

An einem trüben Sonntag fuhren sie über den Checkpoint Charlie in die Friedrichstraße. Sie parkten zwischen einem Wartburg und einem seltsamen russischen Wagen in einer Seitenstraße und betraten das Haus von Sieverdings Cousine, die sich gerade von ihrem Mann getrennt hatte. Wadorf verbrachte einen Nachmittag in einer brikket-beheizten Wohnung, aß zwei Stück Eierschecke, schaute aus dem Fenster auf verrußte Fassaden, sah Bröckelndes und Zerschossenes, beige und braun, roch den blauen Qualm, der sich lethargisch aus den Schornsteinen kräuselte. An diesem Nachmittag lernte er seine zukünftige Frau kennen.

Erika Majewski kannte ihre Eltern nicht. Sie war in einem Waisenhaus in Treptow aufgewachsen, in einem Zimmer mit Linoleumfußboden und fahlem Licht, mit anderen Kindern, die sie nicht mochte; sie war ein Staatskind, und sie hatte diesem Staat allmorgendlich mit einem mehrstrophigen Lied für seine Generosität zu danken. Sie hatte wenige Erinnerungen an ihre Jugend, aber diese wenigen Erinnerungen waren kalt und unerfreulich. Die Kinder im Heim hatten sie gehasst, weil sie die Hübscheste gewesen war. Der Staat zahlte ihren Schulabschluss, zahlte ihre Ausbildung zur technischen Zeichnerin und bezuschusste ihre erste Wohnung in einem Plattenbau, den sie nach sechs Monaten wieder verließ, um einen Berliner Autohändler zu heiraten. Der Autohändler war ein nervöser Mann mit linkischen Bewegungen, der in den Hohlräumen des sozialistischen Systems einen radikalkapitalistischen Bestechungshandel aufgebaut hatte. Manchmal kamen Menschen, die die Auslieferung ihres Trabants beschleunigen wollten, manchmal Leute, die vor fünf Jahren einen grünen Trabant bestellt hatten und nun lieber

einen blauen haben wollten; an diesen Tagen durfte Erika das Wohnzimmer nur betreten, um Kaffee zu servieren; wenn die Gäste die Wohnung verließen, lag viel Geld auf dem Tisch, und ihr Mann saß breitbeinig auf dem Sofa und sagte: »Geht doch.«

Erika Majewski war achtzehn Jahre alt gewesen, als sie aus einem namenlosen Erziehungskollektiv in das Idyll dieser Wohnung hineinheiratete, aber besser wurde dadurch nichts; die im Heim noch streng egalitär auf alle verteilten Koch- und Abwaschdienste blieben nun ausschließlich an ihr hängen, und statt des Heimvorstehers tauchte jetzt spätabends ein alkoholisierte Trabanthändler im Flur der Wohnung auf, der sich über lauwarmer und geschmacklose Suppen beschwerte, seltsam roch, seltsame Entschuldigungen für sein Zuspätkommen vortrug, mit rauher Stimme Sex verlangte oder sich schnarchend ins Bett rollte. Irgendwann tauchte er gar nicht mehr auf. Sie blieb allein in seiner Wohnung, und es war besser so. Manchmal klingelte ihre Schwiegermutter, trank einen Kaffee und machte ein bekümmertes Gesicht, als wolle sie sich für ihren Sohn entschuldigen. Manchmal kam eine Bekannte vorbei und erzählte vom Westen und von Urlaubsinseln, von denen sie gehört hatte.

Sie mache ihnen einen Kaffee, sagte sie, als Sieverding und Wadorf die Wohnung betraten. Wadorf starrte in seine Tasse und redete irgendeinen Unsinn; er war ganz durcheinander.

Am nächsten Tag setzte er sich in den Mercedes und fuhr zurück in die Oranienburger Straße; im Kofferraum hatte er einen tropischen Blumenstrauß aus Wilmersdorf, eingeschlagen in glänzendes Zellophan.

Später, nachdem er wieder gegangen war, saß sie lange vor dem zerknüllten Zellophan. Wadorf war das genaue Gegenteil ihres Mannes, riesig, mit langen, tentakelhaften Armen, einer freundlichen Stimme und einem Bauch, der aussah wie ein bequemes Kissen. Die Blumen waren sehr bunt.

Er kam jetzt öfter in den Osten. Sie trafen sich, obwohl das streng verboten war, am Müggelsee, wo man auf einen Hügel steigen konnte, von dem aus man den See und den Fernsehturm am Alexanderplatz sehen konnte und die endlosen Kiefernwälder, die hier begannen und bis nach Polen reichten. Von hier oben sah es aus, als liege Berlin in einem Urwald am Amazonas. Sie verabredeten sich für den Sommer. Er fuhr mit dem Mercedes in die Tschechoslowakei, sie mit dem Zug. Es war das zweite Mal, dass er in diesem Land eine Frau traf. Sie trafen sich in Karlsbad in einem Hotel. Dass jeder ihrer Schritte beobachtet wurde, ahnten sie nicht.

Nach diesen zwei Wochen war für Wadorf nichts mehr wie bisher, obwohl der lebenszeitfressende Wahnsinn des Alltags sofort wieder einsetzte: Eismaschinenhersteller sahen sich außerstande, Ersatzteile für Eismaschinen zu liefern, Beamte der Innenbehörde beschwerten sich über in den Straßenraum hineinragende Eismaschinen und verlangten die Unterzeichnung von Straßenondernutzungsgenehmigungen. Wadorf fuhr mit dem Mercedes zur Behörde und rechtfertigte sich, die Maschine stehe mit allen vier Rädern auf dem Gelände des Kaufhauses. Aber sie rage bauartbedingt vier Zentimeter über das aufgehende Mauerwerk hinaus in die Fußgängerzone, erklärte der Innenbehördenbeamte, und die sei juristisch gesehen eine Straße. Also beantragte Wadorf eine verkehrsrechtliche Genehmigung der Polizei für seine vier Zentimeter in die Straße hineinragende Eismaschine und eine Reisegewerbekarte für den Verkauf von »Waren aller Art«. Das war dem Beamten zu allgemein. Was er denn genau verkaufen wolle? Imbisswaren, sagte Wadorf, Currywurst, Rostbratwurst, Nackensteak. Von Nackensteak hatte der Beamte noch nie etwas gehört, er werde, erklärte er, überprüfen müssen, ob es sich bei Nackensteak um eine zulässige Imbissware handelte. Was er noch verkaufen wolle?

»Buletten und Pommes.«

»Pommes geht schon mal nicht«, entgegnete der Beamte mit dem erfreuten Gesichtsausdruck eines Mannes, der wieder ins Reich eindeutiger Vorschriften zurückgefunden hatte. »Imbisswaren müssen

einhandig verzehrt werden können. Pommes werden mit zwei Fingern gegessen.« Das Anbieten von Dingen, die mit zwei Händen, im Falle von Pommes mit einem Spicker gegessen werden müssen, sei eine »Animation zum Aufenthalt« und erfülle den Tatbestand ungenehmigter Gastronomie. »Wenn ich Sie dabei erwische, dass Sie Pommes anbieten, sind Sie mit einem Bußgeld von etwa zehntausend Mark dabei«, schob der Beamte mit einem jovial-strengen Gesichtsausdruck hinterher. Außerdem berühre die Reisegewerbekarte nicht die Sondernutzungsrechte des Straßentiefbauamtes; bei dem müsse eine gesonderte Ausschankgenehmigung beantragt werden.

Mit solchen Dingen verbrachte Wadorf seine Tage. Aber durch seinen mit Terminen, Aktienkursen und Verwaltungsvorschriften reichlich vollgestopften Unternehmerkopf summtete immer wieder die Erinnerung an die Tage in Karlsbad. Er konnte sich nicht konzentrieren. Für einen kurzen, verrückten Moment dachte er daran, zu ihr in die DDR zu gehen und dem Sozialismus das Softeis zu bringen, eine blitzartige Idee, die sich genauso blitzartig wieder aus seinem Kopf verabschiedete und von einer anderen ersetzt wurde. Er besprach die Sache mit Erika, die erstaunlich ruhig auf seinen neuen Vorschlag reagierte und ihm erklärte, sie habe ohnehin nichts zu verlieren.

Er besaß einen Eisstand auf der Potsdamer Straße; nebenan standen die Prostituierten und die kleinen Dealer, und im Laufe des Tages kamen allerhand zwielichtige Gestalten vorbei. Er kannte die Hehler, die Kleinkriminellen, und es war nicht schwierig, im Gewimmel von Leuten, die ihr Geld in allen erdenklichen Illegalitätsstufen verdienten, einen Schleuser aufzutreiben. Der Schleuser, ein junger Mann mit halbblangen Haaren, verlangte zehntausend Mark dafür, Erika im Kofferraum seines Wagens über den Grenzposten zu bringen.

»Und was ist, wenn ich dir das Geld gebe, wer sagt mir, dass du sie wirklich rüberholst?«, fragte Wadorf.

»Mach dir keine Sorgen, Alter«, sagte der große dünne Mann und grinste. »Du zahlst, wenn wir sie hier haben.«

Dann verschwand er, und Wadorf fuhr über den Checkpoint Charlie, um Erika mitzuteilen, wer sie wann und wo abholen würde.

An diesem Tag wartete er schon zwei Stunden vor der vereinbarten Zeit hinter dem Grenzübergang Heerstraße. Er saß in seinem Benz und sah das träge Havelwasser vorbeiziehen; er schaute in das Geäst der Bäume und zählte die Krähen, er dachte an Karlsbad und daran, dass der Schleuser gesagt hatte, die Sache sei eine Routineangelegenheit: Bei den vielen Wagen, die seit der Liberalisierung der Ost-West-Beziehungen die Grenzen passierten, sei es quasi ausgeschlossen, dass die Grenzbeamten ausgerechnet ihren Kofferraum öffnen würden.

Wadorf wartete eine Stunde. Er wartete zwei Stunden. Er wartete bis Mitternacht, dann startete er den Mercedes und fuhr in die Potsdamer Straße. Er fragte ein paar Prostituierte, ob sie den Schleuser gesehen hätten, aber der Mann war verschwunden.

Gegen drei Uhr legte er sich angezogen auf sein Sofa und schaltete den Fernseher an, aber der Apparat gab nur einen Pfeifton von sich. Wadorf dachte an einen Morgen in Karlsbad. Er dachte an ihren zusammengerollten Körper, an das Gesicht des Schleusers, an die seltsamen Versprechen, die der Mann gemacht hatte. Er hatte keinen Vorschuss verlangt. Vielleicht hatte er den Auftrag einfach vergessen. Oder er hatte ihre Wohnung nicht gefunden; vielleicht war sie aus einem wichtigen Grund verhindert gewesen. Vielleicht hatte der Mann sie abgeholt, hatte sie in den Westen gebracht und bei sich behalten; vielleicht wollte er ihn erpressen ... Oder war doch an der Grenze etwas passiert – ein Missgeschick, ein falscher Blick des Fahrers, und der Grenzbeamte wird misstrauisch, hält den Wagen an ... ein Fluchtversuch, Schüsse –

Um halb fünf stand er wieder auf, ohne eine Minute geschlafen zu haben. Er trank einen kalten Kaffee, der vom letzten Morgen auf dem Küchentisch stand. Gegen sieben verließ er das Haus, sah in seinen Briefkasten und fand nichts.

Ein auf Ost-West-Fragen spezialisierter Rechtsanwalt, der seinen Sitz in einem beeindruckenden gründerzeitlichen Eckturm am Kurfürstendamm hatte, teilte Wadorf nach dreitägiger Recherche mit, Erika Majewski sei bei dem Versuch, die DDR im Kofferraum eines Peugeot zu verlassen, von Grenzbeamten aufgegriffen und verhaftet worden; vermutlich würden an der Grenze neuerdings Röntgenstrahlen zur Durchleuchtung der Kofferräume verwendet, der Wagen sei der einzige in einer Reihe passierender Westfahrzeuge gewesen, den die Beamten gründlich untersucht hätten. Frau Majewski befinde sich in Untersuchungshaft in Hoheneck.

Ihre Gemeinschaftszelle erinnerte Erika Majewski an ihr Zimmer im Kinderheim; es waren die gleichen Stahlrohrbetten, nur fehlten diesmal die bunten Gardinen. Sie wurde frühmorgens zu Verhören nach Hohenschönhausen abgeholt. Beamte mit verschmierten, ovalen Hornbrillen legten ihr Fotografien ihres Aufenthaltes in Karlsbad vor (Erika mit Wadorf im Arm; Wadorf, Erika auf die Stirn küssend). Sie zitierten Aussagen dreier freundlicher Nachbarn über Treffen mit Wadorf in der Oranienburger Straße und am Müggelsee, sie erwähnten Ankunfts- und Abschiedszeiten, die ein weiterer Nachbar notiert hatte. Schließlich stellten sie Fragen zu Wadorf selbst: Ob er aus privaten Motiven gehandelt, ob er sie überredet habe, was ihre Pläne gewesen seien. Sie wussten alles. Sie sagte wenig.

»Wenn Sie sich derartig kooperativ verhalten, werden das hier leicht dreißig Jahre«, sagte einer und tätschelte ihr die Wange. Dann schlug er die Zellentür zu.

Erika Majewski verbrachte ein Jahr im Gefängnis. Sie erinnert sich an die schmalen, vergitterten Fenster, an die Gefängnisbibliothek, an die Läuterungskurse, die sie belegen musste, an die gigantischen Kragenecken des Mannes, der sie über die Zukunft im Sozialismus unterrichtete, und an seine schlechten Zähne. Nach einem Jahr wurde Erika Majewski im Rahmen eines Austauschprogramms von der Bundes-

republik freigekauft. Sie zog zu ihm. Wadorf galt für die DDR als Auftraggeber einer Entführung; seine Anwälte rieten ihm dringend davon ab, das Staatsgebiet der DDR wieder zu betreten. Deswegen flog er, wenn sie im Sommer nach Spanien fuhren, bis nach Hannover, und sie steuerte den Wagen über die Transitstrecke und holte ihn am Flughafen ab.

Er erinnert sich an diese Reisen: an die Passagiere an Bord seines letzten Flugs nach Hannover, müde Geschäftsleute mit gelockerten Krawatten, die sofort nach dem Start einschliefen und mit offenen Mündern in ihren Sitzen hingen. Wie weit unter ihnen die Lichter einer Siedlung schimmerten, ein helles Band, das sich in der Mitte verdickte und in verschiedene Richtungen zerlief. Wie er ein Mineralwasser bestellte und den Tisch wieder hochklappte, die Zeitung aufblätterte und die Börsenkurse las und sie wieder in das Netz an der Lehne seines Vordermanns zurückstopfte; wie das giftige Aquarell des Abendhimmels hinter dem ovalen Flugzeugfenster hing.

Seine Frau war dort unten, allein in einem Luxus sportwagen auf der Fahrt durch ein schwarzes Land, das er nicht mehr betreten durfte.

Erika Majewski erinnert sich an diese Fahrten: wie der Motor beim Beschleunigen hinter Dreieichen höherdrehte, der Drehzahlmesser auf viertausendfünfhundert Touren stieg, wie der erleuchtete Grenzübergang im Rückspiegel verschwand und es dunkel wurde vor ihr.

Sie war achtundzwanzig damals; siebenundzwanzig Jahre im Osten, eines davon im Gefängnis, ein Jahr im Westen. Entlang der Straße Wiesen und verlassene Häuser. Bis Hannover genau zweihundertsechundsiebzig Kilometer. In der Ferne die Lichter eines DDR-Wachpostens. Sie hatte das Verdeck geschlossen bei diesen Fahrten; das Licht des Tachos leuchtete warm unter der Windschutzscheibe. Die Nadel stand bei hundertzehn Stundenkilometern. Sie hatte keine Angst.



Wadorf war vor ihr da. Er fuhr mit dem Taxi in die Stadt und wartete am Taxistand vor dem Bahnhof. Er schaute den Taxifahrern zu, wie sie rauchten und die Dieselmotoren ihrer Limousinen anwarfen und losfuhren.

In der Ferne hörte er das Rauschen der Autobahn. Eine beleuchtete Anzeige an einer Fassade warb für Ariel. Er wartete, und jedes Mal wieder kam die Erinnerung an die Nacht auf der Heerstraße zurück, das Gesicht des Schleppers, das Gesicht des Anwalts. Motten flogen gegen die verschmierten Scheiben einer Telefonzelle; aus dem Telefonbuch waren sinnlos Seiten herausgerissen worden. Er wartete eine Stunde, dann leuchteten in der Dunkelheit der nächtlichen Hauptstraße die Scheinwerfer des Mercedes auf.

Es ist ruhig dort, wo sie jetzt leben, ein renoviertes Haus aus den sechziger Jahren mit Plastiksprossenfenstern, in einem Vorort von Dortmund. In Spanien, sagt er, habe es ihr nicht gefallen, damals. Sie ist kein Mensch, der die Hitze liebt. Auf dem Fensterbrett im Wohnzimmer parkt ein Flugzeugmodell. Im Garten, unterhalb der Terrasse, steht eine Hollywoodschaukel. Auf der Terrasse steht eine Lampe im Louis-n'importe-Stil, hinten im Garten eine Blautanne, davor läuft der Hund herum, ein Pudel mit graublauem Fell.

Es geht ihnen gut, obwohl die Zeiten schlecht geworden sind nach der Maueröffnung; die Kaufhäuser, die früher ein Monopol besaßen, haben Konkurrenz bekommen von den neuen Einkaufszentren vor der Stadt. Wadorf verkauft schon lange kein Softeis mehr; in den neunziger Jahren hat er einen ambulanten Pizzaservice eröffnet und später mit Gewinn verkauft; jetzt leben sie von ihrer Rente.

»Wir haben uns überlegt, was man heute brauchen kann«, sagt er.  
»Pizza kann man immer brauchen.«

Seit fünf Jahren, sagt er, lässt sich überhaupt kein Geld mehr verdienen. Er hat viel verloren auf dem Neuen Markt und beim Crash von 2008. Aber er fährt einen großen Mercedes. Seine Frau fährt einen Smart.

**1986**  
**Die Angst**

Kilometerstand 112 198

Herbert Gröberding kaufte sich den Mercedes zu seiner Pensionierung. Er hatte dreißig Jahre lang in der Rechnungsabteilung eines Mineralölkonzerns gearbeitet, jetzt hatten sie ihn mit einem großen Fest verabschiedet, bei dem der Abteilungsleiter ihm einen Bildband und eine Reisetastelei überreicht hatte, denn man wusste, was Gröberding tat, wenn er sich nicht mit Ölfördermengen und Barrelpreisen und den Besatzungen von Halbtaucherbohrinseln beschäftigte: Er malte. Jeden Freitag fuhr er zu einem Malereibedarfsladen in der Stadt, kaufte ein paar Leinwände oder neue Öltempera, zog sich in das Atelier zurück, das er sich im hinteren Trakt seiner Altbauwohnung eingerichtet hatte, öffnete die Fenster, drehte die silbernen Farbtuben auf, stellte die Terpentinbecher bereit und mischte aus Ocker, Grün und Aquamarinblau den schlammigen Farbton an, den er in fast allen seinen Gemälden verwendete. Gröberding malte – nicht nebenher, sondern wann immer er dazu kam, nachts und frühmorgens; in seiner Wohnung lehnten hunderte von Bildern, die er teilweise verschenkte, teilweise in kleineren Ausstellungen in der örtlichen Sparkasse oder im Forum der Konzernfiliale ausstellte. Meistens waren es abstrakte Bilder, in denen Gröberding verdünnte Ölfarbe mit schnellen Pinselschlägen ineinanderwischte oder in Schichten übereinanderfließen ließ, nur manchmal, wenn die Verläufe ihm nicht gefielen, kratzte er mit dem Pinselstiel die Umrisslinien von Gesichtern, die ihm gerade in den Sinn kamen, Verwandte oder Hollywoodstars, in die trocknende Farbe.